

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Phäaken.

Erzählung von Karl Conte Szapinski.

(8. Fortsetzung.)

„Heutzutage, Heutzutage,“ dieses Wort kam immer wieder, als Erklärung, als Anklage, als Entschuldigung. Die Zeitepoche war an allem Schuld — nur sie allein. „Heutzutage,“ hieß es immer wieder, ein Volkswort war es, hinter dem sie sich versteckten; eine Entschuldigung, für die, die von vornherein dem Kampf fern bleiben wollten.

Freilich, viele waren unter ihnen, denen es doch nicht so schlecht zu gehen schien und denen die neue Bewegung nicht mehr bedeutete als eine Sache, an der man sich schandenhalber auch beteiligen mußte. Als guter Geschäftsmann mußte man sich zeigen. Andere wieder waren nur gekommen, weil sie mit dem jetzigen Regime nicht zufrieden waren. Da waren Hausherren darunter, denen der Magistrat einen Neubau nicht bewilligte, Geschäftsleute, denen die Steuer zu hoch war, Kaffeewirte, die ihre Bude länger offen behalten wollten.

Die alle klagen Kastner ihr Leid. Ein anderer Teil aber, Maderl und seine Freunde, die Wohlhabenden vom „Grund“, für die war die Politik mit dem Augenblick gründlich abgetan, da sie aus dem Versammlungstokal herausgetreten waren. Bei denen war es, wie bei vielen mit der Religion, sobald sie aus der Kirche sind, hört diese für sie vollständig auf und spricht bei ihren Handlungen nicht mehr mit.

Kellner, noch a Sglauerin! — aber vom guten Wein, zu 20 Kreuzer das Viertel,“ rief Maderl. Eine Sglauerin, das war eine Zweiliterflasche, die am ehesten wohl einer Sanduhr gleicht: seine Freunde um ihn waren eingeladen, mitzutrinken, und jeder wollte sich revanchieren und auch eine solche Doppelflasche zahlen.

Immer weiter wurde von Maderl aus der Kreis her gezogen, die mittrinken durften und mußten, immer lauter wurde das Lachen um ihn, immer einfältiger die Witze, immer weniger hörte man von Politik reden. „Weinerl hielt wieder einmal seinen Siegeszug bei Wiens ehrenhaftesten und trinkgewohnten Bürgern, „Weinerl überwand alles, sogar das böse Gespenst von „Heutzutage“, „Weinerl kam auch zu Dr. Kastner flehenflick petitionieren, auch er müsse ihn kosten, er müsse ihm Bescheid tun. Er durfte und konnte ein Glas-

chen nicht ausschlagen, er trank, aber noch lagen erregte Falten um sein Gesicht, er trank und mußte an den schönen Abend bei Salinger denken, an die liebe Toni, die er jetzt lassen sollte, wie seine Mutter von ihm forderte, lassen, ob dieser Leute, um ihnen ein Führer zu sein.

Die Toni lassen! Ein anderer würde kommen, einer von diesen vielleicht, so ein kleiner, gewöhnlicher Genußmensch und würde dieses Blümlein an seiner Stelle pflücken.

Und doch, wie weit lag für ihn die Auseinandersetzung mit seiner Mutter zurück, was hatte er seit diesen wenigen Tagen in seinem Hirn für Gedanken gewälzt, reformatorische, sozialpolitische, nationalökonomische.

Und als es plötzlich wieder doppelt laut zuing, als die Gläser klangen, die Leute laut lachten und gröhlten, da stand Dr. Kastner auf und empfahl sich rasch.

Man suchte ihn zurückzuhalten, aber sein ganzes Äußere hatte etwas so Ernstes und Selbstbewußtes, daß man nicht viel weiter in ihn drang.

Manchem war sein Fortgehen lieb, weil sie sich jetzt erst recht gehen lassen konnten. Was brauchte man den Führer, wenn 's Weinerl die Führung übernommen hat.

Selbst Maderl fränkte sich nicht sonderlich, da Dr. Kastner den angebotenen Fiaker ausfragte.

Der Sonderling sollte nur bis auf die Landstraße zu Fuß stapfen, wenn er so prozig war und nicht fahren wollte.

Die kühle Abendluft wehte um Kastner. Ihm war es, als wenn sie all' den Dunst, all' das laute Lärmen, all' die unsinnigen Klagen von ihm langsam abwaschen mußte.

Einen Augenblick blieb er noch vor der Restauration stehen. Der kürzeste Weg ging quer durch den fünften und vierten Bezirk. Aber von fernher zog ihn wieder die knospende Allee am Ring an, der Duft des Volksgartens, der Stadtpark, und er entschloß sich, über den Ring, durch den Stadtpark nach Hause zu gehen.

Eine Zeit war er gegangen, da hatte er sich wieder gefunden, da lächelte er sogar vor sich hin. Diese Phäaken, bei denen noch ein zweiter — der Wein — ihm half, sie zu begeistern.

Wußte er die Toni lassen, um ihr Führer zu sein? Er lächelte. Er reichte sich stolz auf in der Frühlingsnacht, wie ein junger, frischbelaubter, kraftvoller Baum.

Die einen brauchte er für sein Ziel, die andere mußte er lassen ob dieses Zieles. Und was waren das für Leute,

mit denen er sich umgab? „Was! Man legte ja mich Dünger um den jungen Stamm, daß er sprießen und wachsen sollte, damit er sich entwickelte. Und keinem klugen Baum, der im Aufstreben war, war es eingefallen, diesen Dünger nicht freudig zu begrüßen, ihn nicht zu seinem Wachstum und Gedeihen zu benutzen. Denn, bis er einmal stattlich und groß war, dann war von dem Ding — keine Spur mehr zu sehen, da sahen alle nur mehr den stolzen, hochragenden Baum.“

N.

Eben war Offizial Viebl vom Ante nach Hause gekommen. „Schon 1/4 Uhr!“ Wie lange das dauerte, bis einem solch ein alter Kumpelkasten, wie so ein Omnibus, da heraus in den äußeren Bezirk brachte. Die Glieder waren einem von der langen Fahrt ganz zerfchlagen, der hungrige Magen ganz durcheinander gebeutelt. Da mußte auch endlich darauf gedrungen werden, daß da heraus die Trambahn geleitet würde, daß endlich die elektrische Kraft, die schon in anderen Städten zur Straßenbahn verwendet wurde, auch in Wien zum Personenverkehr statt der müden Gänle ausgenützt würde.

Frau Kathi kam ihm entgegen, hielt ihn den Hausrock hin, Klein Kojerl, sein Töchterl, kloppte Kapas Haus-schuhe einher.

„Gleich kommt das Essen, Herzerl!“ und schon war die hübsche, junge Frau draußen, um nach dem Rechten zu sehen.

„Wapa, die Tante Toni war da, g'weint hat's — und Juci hat's mirbracht!“

„Ja warum hat's denn g'weint?“ fragte Wapa Viebl nur halb interessiert.

„Die Frau Kastner hat sie g'schimpft,“ erklärte wichtig das kleine Kojerl, das aus der Unterredung der Tante mit Mama einiges aufgeschnappt hatte.

Gerade brachte Frau Viebl die Suppenschüssel herein, als Kojerl dies gesagt hatte. „Du vorlautes Ding!“ tief sie ihr entgegen.

Und da nun auch Viebl interessiert aufsch, meinte seine Frau: „Nur, ich erzähle es Dir dann später!“

Wissmutig, noch von Gedanken an das Amt verfolgt, nahm Viebl die Mahlzeit ein. Erst als er geendet hatte, kam nach und nach eine bessere Stimmung über ihn; er beugte sich zum Fenster hinaus, sah auf die Vorstadtstraße, sah die einfachen, armen Leute dahin eilen und fühlte sich so recht ferne von seinen Amtsgeschäften, von dem für die Allgemeinheit untauglichen Kontrolldienst, vom weihenlosen Registrieren.

Literaturblatt.

André Theuriet.

(Geboren 8. Oktober 1833, gestorben 23. April 1907.)

Von Hermann Bahr.

Am liebsten erzählte Theuriet vom Garten seiner Tante. In Bar-le-Duc, dem Hauptstädtchen des Departements der Maas, einem ländlich stillen Ort von kaum achtzehntausend Bewohnern, mit ein paar Spinnereien und Webereien und vielen Wiesen und lieblichen Höhen und dem angenehmen Flüsschen Ornain, dort geht die Luft gelind, und es weht schon fländisches Behagen herüber. In solcher Stille wuchs er bei gelassenem das Leben verspinnenden Menschen auf. Da war das Kind, da kam er später auf Ferien hin und freute sich immer schon die ganze Zeit auf den lieben Garten der Tante Theresie, ein vrai jardin de curé, der buntesten Blumen voll, mit der treuesten Sorge gehegt. Bei uns in Oberösterreich gibt es noch solche Hausgärten, die von Farben laut und lustig wie eine Bauernhochzeit sind. Da lag der Knabe gern, so das Blühen ein, trank den Wind, irgend ein Buch in der Hand, Mustet oder Lamartine oder Hugo, bis dann die Tante Theresie kam, den Noel aufgeschürzt, mit der großen Schere, um den Busch zu fügen. Der Knabe rief sie her, sie hatte nie Zeit, brummelte ein wenig, kam aber dann doch, und nun las er ihr, so mächtig es seiner jungen Stimme nur möglich war, die rauschenden Strophen der Orientalen vor. Sie stand, die gute, alte Tante, das Kleid aufgeschürzt, daß man die weißen Strümpfe glänzen sah, in der Hand die große Schere, staunend da und hörte mit Bewunderung zu. Wenn er aber fertig war, erregt und atemlos, neigte sie sich und küßte den Kneifen auf die Stirn und pflegte zu sagen: „Rappelle-toi ce que je te dis, tu seras auteur!“

Eine deutsche Tante hätte sicher gesagt: „Aus dir wird noch einmal ein Dichter!“ Es klingt uns wunderbar, von einem Bubel gesagt: „Tu seras auteur!“ Das Wort hat so was Erwachseneres, so was von gut bürgerlicher Vererbung und honetter Zuverlässigkeit und geregelter Wohlstandigkeit, so mehr, als ob man einem Bubel weislagen würde: Aus dir wird ein Notar! Doch behielt die brave Theresie recht. Theuriet hat dann einige Zeit fleißig gedichtet; manchen Vers sogar, der einen Hauch von Balbeschatten und einen leisen Abklang der griechischen Anthologie hat. Aber das hielt sich nicht lange. Er hörte bald zu schwärmen auf und fing zu schreiben an, er wurde: Auleur. Und er hatte Glück in diesem Metier. Nicht auf der Bühne, die er nach wenigen Versuchen wieder verließ. Aber im Roman. Hier gelang

es ihm, den Sinn des Publikums zu treffen, jenes wohl-erzogenen, kaufkräftigen, dankbaren Publikums, das einen mit der Zeit sogar in die Akademie bringt. Diesem fuhr er eifrig Roman um Roman zu liefern fort, seine Literatur wie ein Notariat verwaltend, und wenn auch nicht gerade berühmt, schon weil er Lärm vermied und es verachtete, sich zu erniedrigen und mit den Claqueurs gemein zu sein, so wurde er doch sehr beliebt. Er ist typisch das, was man den beliebtesten Erzähler nennt, dessen letztes Buch man unbelesen einem sittlichen jungen Mädchen schenken kann. Der beliebte Erzähler jenes mittleren französischen Bürgertums, etwa bis zu fünfzehntausend francs Einkommen, das noch arbeitet, fähig und sich treu geliebt ist, den eindringenden Amerikanismen widerstrebt, an den alten bürgerlichen Sitten festhält und sich den guten französischen Verstand bewahren will.

Un poète virgilien hat ihn Demaire genannt. Nun, man weiß ja, daß die Franzosen darin sehr splendid sind; man hat kaum einen Witz auf den Präsidenten verübt und ist schon zum Subenal, kaum ein ländliches Feuilleton gedreht, schon zum Horaz ernannt. Immerhin sind solche Titel handsam, weil man daran sogleich erkennt, was das Publikum an einem Autor Besonderes zu finden glaubt; die Marke sozusagen, unter der er geht (und die freilich sein eigenes Wesen oft nur verdeckt). Das Bukolische, der ländliche Sinn, die vertraute Lust an der Natur sind es, die man an Theuriet schätzt. Der Pariser nimmt sein Buch sozusagen zu emer Art Osterkopziertgang. Aus der Enge der Stadt fort, über Berg und Tal, durch Wiesen und Wald hin! In der Tat liebt es Theuriet, Fluren, Bäche, Hügel als Kenner zu schildern und kann dabei niemals eine leichte Nührung verbergen. Wenn man will, mag man das Naturfium nennen. Nur ist es einer von besonderer Art, nämlich der des eigentlich unnatürlichen Menschen, des kleinen Städters, der das angeborene Gefühl der Natur verloren hat, der höchstens am Sonntag in sie darf, der sie sonst nur durch's Fenster in der Ferne sieht, dem sie eine Ausnahme, dem sie wie ein Wunder, dem sie doch eigentlich ein Luxus ist. Der hat Sehnsucht nach ihr und hat Nührung vor ihr. Und hat Nührung von Sehnsucht und Nührung mit Erstaunen und Entzücken über das Wiederfinden verlorenener Erinnerungen drückt Theuriet manchmal auf das artigste, auf das anmutigste aus, einem Professor gleich, der in den Ferien botanisieren geht und nun aus Bewunderung über Gottes liebe Welt vor jedem Grashalm ergriffen den Zylinderhut zieht. Man mag das immerhin auch Naturfium nennen, soll aber nur nicht vergessen, daß es auch noch einen anderen gibt, einen ganz un-sentimentalen, un-schwärmerischen, ungerührten, schweig-samen, harten, ringenden Naturfium, den nicht um die Natur tänzelnder, mit ihr kosender, sondern sie zwingen-

der und erkennender Menschen, den der Bauer, der Jäger, der Schiffer hat. Den hatte Maupassant.

Zwischen solchen Schilderungen des ländlichen Spaziergängers legt nun Theuriet gern eine Handlung, die sich bemüht, nur ja nicht unwahrscheinlich zu sein, und die doch immer unwirklich wirkt. Es werden Begebenheiten erzählt, die ganz gut geschehen sein können. Der Autor liebt es, darin selbst aufzutreten, und man fühlt: das sind wirkliche Erinnerungen, diese Menschen hat er wirklich gesehen, sie haben das vielleicht wirklich erlebt. Dies fühlt man, ohne dabei doch je vom Stoß der Wirklichkeit bedrängt zu werden. Alles Nahe, die Strenge, der Ernst der Wirklichkeit ist weg, und wirkliche Dinge gehen hier wie in einem Märchen zu. Denn wirkliche Dinge werden hier mit einer unwirklichen Gesinnung erzählt, von einem Menschen, der des Lebens Lust und Leid kennen mag, ja wohl kennen muß, aber die Lust hat ihm nicht wohl und das Leid hat ihm nicht weh getan, er hat niemals aufgeschrien, nicht vor Wonne, nicht vor Weh. Und das ist vielleicht der große Reiz für seine bürgerlich gemäßigten Leser: er schildert ihnen das wirkliche Leben so, wie sie gern möchten, daß das Leben immer, halb ein bisschen fröhlich, halb ein bisschen traurig, wärmer aber doch noch erträglich temperiert. Einer, der sich auch auf diese Kunst verstand, Octave Feuillet, hat auf einen andern, der ihr Meister war, Scirbe, einmal, bei seiner Rezeption zur Akademie, eine Rede gehalten, welche ihr ganzes Programm und ihre Formel enthält. Er schmäh't da die Romantiker mit ihrer Gier nach dem Ungeheuren, mit ihrer Brunst im Phantastischen, mit ihrer Hast im Wilden, l'exagération vaine, la chimère, l'affectation, le faux. Aber ebenso, den Naturalismus schon ahnend, warnt er, sich völlig dem Idealen zu entziehen. Es gibt, versichert er, neben den romantischen noch andere Uebertreibungen, eble Uebertreibungen, Uebertreibungen von sittlicher Schönheit, und es gibt noch ein anderes als das romantische Ideal, es gibt dans les limites du vrai et du possible un idéal généreux, qui est le romanesque des honnêtes gens. Man kann diese ganze Weise der beliebten Erzähler gar nicht besser beschreiben. Und nichts erklärt einfacher, was der gute Theuriet den Franzosen war: er ist der letzte Romantiker der braven Leute gewesen.

Merkwürdig ist nun, daß seine Romane Paris vermeiden. Er fühlt sich in der großen Stadt nicht wohl. Fast als hätte er Angst, es könnte hier seine Romantiker der braven Leute zergehen. Er liebt die kleinen Städte. Ein paar Häuser, ein paar enge Gassen, um die alte Kirche herum; und nach ein paar hundert Schritten ist man am Wehler, die Wiese glänzt, der dunkle Wald schaut her. Und hier leben, nach der alten Art, in gemächlichen Bahnen des hommes sensés; ärgern sich,

Und aus den vorstellenden Gestalten wuchs ihm immer, immer wieder die Idee heraus, diesen zu helfen, sie, die noch einen kleinen Rest hatten, zu schützen. Das ihn seit Jahren und Jahren bewegte, die Sicherung des behaglichen, kleinen, bescheidenen Wohlstandes, war immer wieder das Mittel, ihn froh und arbeitsfreudig zu machen.

„Rosel geht jetzt mit der Mama spazieren,“ jagte er.

„Gehst net mit, Papa?“ fragte das Kind weinerlich.

„Nein, Rosel, der Papa muß arbeiten, der Onkel Kasner kommt dann auch zu ihm!“

„Kann ich da nicht bleiben?“ bat Rosel.

„Nein, Kind, du gehst schön spazieren.“

Seufzend nahm Rosel vom Papa Abschied, und auch Frau Liebl sah ihren Mann vorwärtswillig an.

„Mußt du denn ewig arbeiten! Komm kommst von der Bureauarbeit, da fangst auch schon daheim für die zu arbeiten an. Und Sachen, von denen du keinen Kreuzer hast!“

„Fang doch nicht wieder damit an. Ich weiß doch, Kasch, warum ich's tu!“

Sie gab ihm einen Kuß und verschwand mit Rosel. Kaum waren die beiden fort, da sprang Liebl vom Stuhl auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Wie er eben seine Gedanken sammelte wollte, wurde an der Wohnungstür heftig gezogen.

„Du bist's, Kasner, ja, was machst denn für ein Gesicht?“

„Nig! Nig!“ sagte er, und dann begann er doch: „A Un-sinn ist's, a Un-sinn von der Mutter!“ Er stockte wieder, er war so geladen, daß er sich ordentlich fürchtete, mit dem Erzählen zu beginnen.

„Was hast denn mit deiner Mutter, Ihr kommt doch sonst so gut aus?“

„Gut aus, natürlich kommen wir gut aus, weil ich immer nachgieb — weil ich wie ein kleines Kind allen Anordnungen folge, alles mache, wie's sie will! Aber jetzt nimmer, alles was recht ist, jetzt nimmer!“

„Du wirst es schon jetzt auch wieder tun!“ sagte halb ernst, halb ironisch Liebl.

Er schnaufte schwer auf. Sie waren einstweilen ins Zimmer eingetreten.

Eine Zeit sprach er kein Wort. Die treue Ergebenheit, der immer gleiche Gehorsam, die tiefe Verehrung, die er seiner Mutter, dieser seltenen Frau, entgegenbrachte, kämpfte mit seinem persönlichen Stolz, mit seinen spezifischen Gefühlen. Er, der den Massen gebieten, der sie führen sollte, er durfte nicht der kleinsten Regung seines Herzens folgen, mußte tun, was die Mutter wollte.

„Ja, Franz, was erregt dich denn so, erzähle es, vielleicht wirst du dadurch ruhiger!“

Endlich begann Kasner, daß seine Mutter ihn bereits jüngst zur Rede gestellt habe, weil er die Tonerl gerne sähe, und nun hatte sie, er hatte es aus dem Mädchen herausgebracht, auch dieses selbst vormittags aufgesucht und ihr ins Gewissen geredet.

Tonerl hatte eben in der Küche gearbeitet, als Frau Kasner kam, der Vater war ins Bureau. Frau Kasner war mit Tonerl, die sie ängstlich und ehrerbietig empfangen hatte, ins gute Zimmer getreten, hatte sich auf

einen Stuhl niedergelassen und Tonerls Hände ergriffen. Auf einmal sagte sie zu dem Mädchen: „Du, schau mich mal an, Tonerl, net so ängstlich und trotzig, sondern lieb und gut. Denn du bist ja ein gutes, vernünftiges Mädel; gell, da drin in dein Herzl sitzt was, was du recht gern hast, das selbe, was i. alte Frau über alles lieb, für was i g'schafft, für was i g'lebt hab. Das ist der Franz. S mag dir ihn nicht rausreißen, das ging vielleicht auch gar net, aber ganz ihn dir lassen, das kann i auch net. Schau net so verzweifelt, Mädel, hör mit erst ruhig an. Wenn man wen lieb hat, wie du und ich den Franz, dann muß man sei bestes wollen, dann müßt man ihm am liebsten hoch, hoch steigen seh'n, und je höher er ist, desto stolzer ist man auf ihn, desto lieber ist er einem.“

Siehe, Tonerl, i sag' dir „du“, weil ich mir heute nur als Mutter vorkomm', ganz als Mutter von meinem Franz und halb a als deine Mutter. Wann der Franz jetzt durch eine Heirat, denn für a Liebchaft bist du mir zu gut, aus seinen ganzen Plänen gerissen, statt an die Zukunft an das tägliche Brot denken müßt, dann könnt' er doch den Weg net ausgeh'n, den er und ich ihm vorgezeichnet!“

Tonerl nickte stumm. Auf einmal war es ihr durch die harten und doch so gültigen Worte dieser seltenen, alten Frau klar, sie stand am Ende dem Franz wirklich im Wege. Die harte Güte dieser Frau bannete sie, zwang ihren Schmerz, ihre Gedanken nieder, ließ ihr alles für Momente im selben Lichte erscheinen, wie es Frau Kasner ansah.

„Gelt, drum schlägt ihr euch die Gedanken an eine Heirat aus dem Kopf, drum laßt ihn frei und liebt ihn weiter, siehst, wie er steigt, und denkst dir, der hat mich so lieb gehabt, daß er mir seine Bahn zur Höhe geopfert hätte, ich aber hab' ihn so lieb gehabt, daß ich ihm die Bahn frei gab, zur Höhe steigen ließ. Ein Teil seines Glanzes von dort oben, den hat er von mir, meine uneigennützig Liebe hat ihn vergolden helfen. I weiß schon, es wird dir hart, du bist a armes Mädel, weißt ka Mutter hast, in deren Schoß du dich ausweinen kannst, aber i, die alte Kasnerin, die im Leben schon so viel ertragen, i will dir helfen, mittragen, i will dir wie a Mutter sein, wie a Mutter, wennst ihn laßt!“

Er bleibt dir im Herzen und i bleib dir als Mutter, so mach' wir's, Toni, denn so ist's am besten. Net mit Gewalt nimm ich dir ihn, denn auch das könnt' ich, er ist mein Sohn und folgt mir noch, Gott sei dank — nein, lieb darfst ihn haben, aber net auffalten sollst ihn. Freuen sollst dich an ihm und seinen Taten, mit mir zusammen. Und wenn heut bei' Vater sterbet, sollst a Heim und an Schutz bei mir haben, wie meine Tochter!“

Schluchzend fiel Toni's Kopf in Frau Kasners Schoß, stieselnd fuhr die Alte mit ihrer vor Erregung zitternden Hand über ihre Haare. „Arm's Mädel, so geht's halt im Leben.“ Ihr selber standen Tränen in den Augen. Mitten in ihrem Schmerz küßte Toni in scheinbarer Ehrfurcht der Kasnerin die knöchige, abgearbeitete Hand. „Sei Mutter, sei Mutter,“ dachte sie laut vor Schmerz und Verwirrung in Tränen ausbrechend.

Von dieser Szene hatte Dr. Kasner, wenn auch nur in großen Umrissen, gehört. Daß die Mutter ihm jüngst

ins Gewissen geredet hatte, hatte er für selbstverständlich gehalten, aber daß sie jetzt das Mädchen noch von ihm abbringen, diese selbst in eigener Person dazu veranlassen wollte, ihn ja zu lassen, das empörte ihn zu tief. Er, der zu Beginn der Dreißigerjahre stand, war so unselbständig geworden, daß seine Mutter über ihm entschied.

Er hatte seinem besten Freund Liebl in kurzen Zügen die Sache erzählt.

„Soll i da nicht erregt sein, wenn alles in meinem Leben wer anderer für mich macht!“

„Wenn derjenige, der es macht, es gut mit einem meint, hat man keinen Grund, unzufrieden zu sein.“

„Gut meinen und gut tun ist nicht dasselbe!“ sagte Kasner.

„Gelt, Franz, glaub' jetzt in deinem Born die Worte nicht so, du weißt doch selber, daß du alles, alles deiner guten Mutter zu verdanken hast!“

„Alles! Alles!“ rief gebednt Kasner. „Ja, hab' ich nicht alles selbst durchmachen, bei allen nicht selbst mitarbeiten müssen?“

„Gewiß, so meine ich es nicht, du hast das Glück gehabt, daß dir deine Mutter den Weg vorgezeichnet hat, hast nicht wie andere im Dunkeln erst tasten müssen und irre gehen!“

„Weißt du, ob ich nicht irre ging? Ob nicht mein ganzer Lebensweg bis jetzt ein Irrweg war? Ich wollte rechtis, meine gute Mutter schob mich links, ich wollte dahin, ich wurde dorthin geschoben. Ich wollte rasten, ich mußte weiter. Ich suchte ein Plätzchen im Schatten, aber ich mußte in den glühenden Sonnenbrand! Und alles, alles vielleicht eine in Liebe verschleierte Eitelkeit, alles nur, daß ich nicht würde wie mein seliger Vater, alles, daß ich kein lustiger, lebensfroher Gesell' werde, sondern ein Streber! Ja, hab' ich denn das Talent dazu, schau mich an, ich mag die Sterne in Falten legen, so viel ich will, die lustigen Augenlein meines Vaters lachen heraus, ich mag den Wein mit Worten verabscheuen, wenn ich dabei sitz', zwingt er mich nieder!“

„Ja, und du magst glauben, weiß Gott zu wem dich schon deine Mutter verurteilt, ein echter Wiener Metzger und „Raisonnierer“ bist du, der an allem kritelt, an allem, sogar an sich selbst!“

Da mußte Kasner plötzlich selbst noch mitten im Aerger aufhören.

„Ja, so war's, der Wiener sprach aus ihm, laut und vernehmlich, da er eben daran war, seine Mutter anzulügen, sie wolle ihm alles Wienertum nehmen.“

„Ich meine, wir lassen das Raisonnieren,“ sagte Liebl dann, „wir haben Wichtigeres zu tun. Unterdrück den Schmerz, vergiß die Liebe, gute Toni, denn wahrlich — deine Mutter hat recht — du darfst jetzt keine Zeit zur Wonne haben, da große Aufgaben auf dich warten.“

Und langsam gingen die beiden zur Besprechung wichtiger Fragen über, die sie, falls sie den Mittelstand erfolgreich zusammenschließen wollten, in nächster Zeit zur Lösung bringen sollten.

[Fortsetzung in der nächsten Sonntagsnummer.]

qualen sich, mißverstehen sich, entfremden sich, versöhnen sich wieder, befreunden sich wieder, verständigen sich wieder; sind sich gut oder sind sich böse, tun sich leid oder haben sich gern, aber alles mit Maß; die jungen Männer sind meistens schön, wenigleich un peu ours, die jungen Mädchen trocken, aber nur zwei Drittel des Romanes lang, und das Leben ist doch schön, wenn nur alles mit Maß und dem guten französischen Verstand geschieht. Und alle diese Leute, von welchen er erzählt, diese netten Leute haben fast immer sehr wenig Geld. Und das ist es, was ich merkwürdig finde: daß seine vielen Leser in Paris, mit den fünfzehntausend Francs Einkommen, so gern gerade solche Bücher kaufen, in welchen die ferne stille Provinz mit ihren engen Menschen geschildert wird, die kein Geld haben. Vielleicht weil sie sich erinnern. An ihre eigene Kindheit vielleicht oder an die der Eltern. An längst vergangene Zeit, wo der Vater, der Großvater, der vielleicht da draußen ein kleiner Beamter, ein besorgter Kaufmann war, auch darden und ängstlich nachrechnen und es sich vom Munde sparen mußte, daß er den Sohn dann später einmal nach Paris schicken konnte, in dieses glänzende, ungeheure, verzehrende Paris. Vielleicht weil es ihnen Kraft gibt, sich daran zu erinnern, an das enge Leben armer Väter, weil dies ihnen Kraft gibt, nun auch den Reichtum zu bestehen. Vielleicht weil sie fühlen, daß das Bürgerturn am stärksten war, als es noch arm war. Vielleicht weil sie deshalb auch ihre Kinder daran erinnern möchten,

Die Wanderung der Portia-Sage. 1)

Von Hofrat Dr. D. S. Müller.

Um die Fabel vom „Fleischpfand“ streiten sich noch immer der Orient und Okzident. Die einen, an ihrer Spitze Theodor Benfey, nehmen an, daß diese Fabel aus dem Osten (Indien) stamme, wo weiße Rechtsprüche weißer Könige im Umlauf sind und gern gehört werden; die anderen, unter Führung Jakob Grimm's, bringen das „Fleischpfand“ mit dem römischen Zwölftafelgesetz in Verbindung, nach welchem der Körper des zahlungsunfähigen Schuldners in Stücke zerschnitten und unter die Gläubiger nach dem Verhältnisse der Schulden verteilt werden darf, mit dem Zusatz, daß ein Gläubiger nicht als Unrecht angesehen wird, wenn sie mehr oder weniger heraus-schneiden. Man verwies auch auf ein altgermanisches, burgundisches Gesetz (aus dem sechsten Jahrhundert), wonach die Strafe desjenigen, welcher einen Jagdfalken gestohlen hatte, darin bestand, daß ihm aus seiner Brust von

Falken sechs Unzen Fleisch weggestressen wurden oder daß er sechs Solidi zahlte. 2)

Eine Entscheidung über diese Frage ist noch nicht erfolgt und wird kaum je mit Sicherheit erfolgen. Es steht aber fest, wie Simrod mit Recht betont, daß das „Fleischpfand“ eine alte Rechtsanekdote ist; denn im Orient wie im Okzident tritt es in einer Gruppe anderer Rechtslagen auf und nach dem Grundsatz „Sag' mir, mit wem du umgehst etc.“ darf man wohl behaupten, daß auch das „Fleischpfand“ ein solcher Rechtsfall ist, an dem Juristen ihren Scharfsinn und ihre Dialektik übten, freilich einer der tiefsten und inhaltschwersten.

Das „Fleischpfand“ ging halb eine Verbindung mit der Liebe ein und bekam so gewissermaßen eine psychologische Begründung. Um das Weib zu erringen, wagt der Mann oft das Leben, warum sollte er nicht auch ein Pfund seines Fleisches dafür verpfänden, insbesondere wenn es gilt, eine vielumworbene Jungfrau zu gewinnen? 3)

Die Kombination zweier Elemente, der Gewinnung der Frau und des „Fleischpfandes“, findet sich in zwei alten Quellen, in den Gesta Romanorum und im Dolopathos. In beiden bewirbt sich ein Ritter um eine Jungfrau, die sich eine bestimmte Summe für den Einlaß in das Schlafgemach bezahlen läßt, unter der Bedingung, daß er sie zu nehmen weiß. Durch Zauber verflücht er die Nacht und befindet sich am Morgen in der etwas beschämenden Situation des verlassenen Jägers im deutschen Volksliede (bei Simrod, Sammlung 192):

Wohl auf, mein Jäger, es ist schon Tag,
Du hast geschlafen, ich habe gewacht,
Ein Mägdlein bin ich noch.

Er wiederholt den Versuch drei- (in dem Dolopathos nur zwei-) mal und kommt zuletzt an das Ziel. Um aber das letztmal den verlangten Betrag zu zahlen, mußte er sich das Geld gegen das „Fleischpfand“ borgen, das er zur rechten Zeit zu zahlen versäumt. Die Jungfrau übernimmt die Rolle der Portia.

Im Dolopathos scheint der Anlaß einer Begründung vorzuliegen. Der Ritter borgt das Geld bei einem reich gewordenen Untergebenen, dem er früher im Born ein Bein abgehauen hat. Der Gläubiger bedingt sich für die Nichterhaltung der Verfallsfrist ein bestimmtes Gewicht von Fleisch und Knochen. Das Motiv des Gläubigers kann hier wohl der Wunsch sein, für das abgehauene Bein sich zu rächen. 4) Die psychologische Begründung des „Fleischpfandes“ ist freilich nur einseitig. Man begreift, warum der Freier das Geld unter dieser harten Bedin-

gung geborgt hat, man begreift nicht, warum der Gläubiger unter dieser Bedingung es geliehen, noch weniger, warum er auf seinem Schein besteht, nachdem ihm die Zahlung des Betrages vielfach angeboten wird.

Es kann freilich den Kaufmann in den Gesta Romanorum und auch in der ursprünglichen Rechtslage (nach Annahme ihres Erfinders) das Motiv geleitet haben, einen zu Recht bestehenden Anspruch auch einzufordern, um die Stabilität der Handelsgesetze zu beweisen. Er ist also im gewissen Sinne ein Fanatiker des Gesetzes, ein Vertreter des Kampfes ums Recht. 4)

Die Novelle des Pecorone geht um einige Schritte weiter. Sie besteht fagengeheißlich aus drei Elementen: das eine Element ist das Fleischpfand, das zweite die Gewinnung der Frau und das dritte die Erprobung des Mannes in seinem Verhältnisse zum Weibe und zum Richter. Außerdem kommen eine Reihe von Aenderungen und Zusätze vor, die einschneidender Art sind. Abgesehen vom dritten Element, welches durch den Ring repräsentiert wird, den die Jungfrau dem Manne schenkt und sich ihn dann als Richter schenken läßt, ist es von Wichtigkeit, daß nicht der Freier selbst das Geld geborgt, sondern ein Freund seines Vaters, der ihn adoptiert hat; ferner hören wir hier zuerst, daß die Jungfrau in einem Hagenort Belmonte als Herrscherin residieret, wohin der Freier dreimal zu Schiffs gelangt. Sein Versuch schlug zweimal dadurch fehl, daß ihm vor dem Schlafengehen ein Schlaftrunk gereicht worden war, das drittemal wird er von der Kammerfrau gewarnt, den Schlaftrunk zu nehmen, und er heiratet die Jungfrau. Das Geld wird hier zum ersten mal bei einem Juden geborgt und der Schauplatz der Handlung nach Venedig verlegt. Auch heiratet zuletzt Ansaldo, der Adoptivvater des Freiers Giannetto, die Kammerfrau.

Aus diesen Aenderungen wird man leicht erkennen, daß die Novelle des Pecorone die Hauptquelle von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ gebildet hat, wie auch allgemein angenommen wird. Shakespeare hat aber die Episode der Werbung durch die Einschaltung der drei Mägdchen nach einer anderen Novelle der „Gesta Romanorum“ vollkommen umgestaltet.

Soweit können wir die aus zwei oder drei Elementen kombinierten Versionen von „Fleischpfand“ in Europa verfolgen. Die Jungfrau, die nach den Gesta Romanorum und dem Dolopathos, wie es scheint, im Binnenlande

1) Eine Bestätigung scheint diese Auffassung zu erhalten aus der Sokotra-Version, wo der Banane zum Jüngling sagt: „Ich schulde deinem Vater drei Pfund, die ich dir zuerst zahlte, und borge mir noch drei Pfund... Wenn du mir das Geld an dem bestimmten Termine nicht zahlst, gilt es ein Pfund meines Schenkels.“ Dadurch soll wohl die strenge kaufmännische Rechtfertigung zum Ausdruck gebracht werden, die nicht duldet, fremdes Eigentum zu betrüben, aber ebenso hart das eigene Vermögen hütet und einfordert.

2) Vgl. „Die Portia von Sokotra“ in der „Neuen Freien Presse“ vom 15. Juni 1902.

3) Vgl. M. Landau in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (München), vom 23. März 1896 und K. Simrod, Die Quellen des Shakespeares I, 181 ff.
4) Nach der Sokotra-Version soll das Pfund Fleisch aus dem Schenkel ausgeschnitten werden.